

(Nachdruck verboten).

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Laven brüllte weiter, er schien einen besonderen Ingrimm zu hegen. „Dau tähst aach besser, Dau gingst met ons uf Arweit — wat hochste hei mang de Fraleider?! Kuck“ — er hielt seinen fleischigen Arm neben den dünnen des Peter und schlug sich auf die herausgedrückte Brust, daß es klatschte — „dat es en Kerl! Dat nieht de Arweit, on wann mer net alleweil de Menscher am Schörzengippel hängt! Dau deierlicher (bedauernswert oder erbärmlich) Schmachtlappes, dörr wie en Arstill, Dein Fra haot Dech woll“ —

„Mein Fra aus em Spill,“ sagte Wiffert plötzlich und machte eine kurze Bewegung, als ob er eine Fliege weg-schwenke — da lag auch schon der Laven unter der Bank wie niedergeschmettert.

Man half dem Gestürzten auf; ganz verdukt stand er da und klopfte den Staub von seinen Hosen. Die andern lachten, einige schimpften.

„Dörr wie en Arstill, äwer Kraft wie en Ochs,“ brummte anerkennend Niklas Denzborn. Und dann sich zu Wiffert wendend, der dasaß, als ginge ihn all das nichts an, sagte er vorwurfsvoll: „Et es en Schand, Peter, dat dau net erunner maacht in de Fabrik; dau has Schlosser gelernt, dat kömmt der lao zo Paß. Du gauden Verdienst gitt et lao unnen; hei owen kannte Hungerpoten kötschen (Hungerpfoten fauen)!“

Wiffert zog das Maul schief; er sah unbeschreiblich faul aus in der nachlässigen Haltung, mit der etwas hängenden Lippe und dem schläfrigen Blick unter schweren Lidern. Er sprach auch schläfrig, kaum daß er die Zähne von einander brachte: „Dir wollt mech woll pisaden?! Hei“ — er wies auf sein lahmes Bein — „dat es mer zu schanierlich, ech kann net su traballen (arbeiten) wie en amern“. Seine Stimme wurde kläglich: „Ech haon dat Wieh im Enkel (Knöchel); ech haon et met uf de Welt gebrach, lao es nieht bei zo maachen!“

„Djeh, Alanzerei,“ schrie Matthesen Martin und schlug auf den Tisch, daß die Gläser sprangen, „wat nicht dän for Fijematenten! Wieh im Enkel — haha, wän dat zweifelt (glaubt)! Laaß de Comedi, faules Luder! Schlaofen on erum lungern on de Weibsbilder kareffieren, dat es sein Gu (Geschmack)!“

Wiffert verzog keine Miene, er hatte die Ellenbogen aufgestützt und guckte in sein Glas.

„Hän es faul, faul dat et stinkt!“

„Jao, jao,“ — der vorhin zu Boden geworfene Laven stimmte eifrig bei — „faul wie de Sünd! Sigt im Dreck on röhrst sich net!“

„Ehnder gän Brameln (Brombeeren) Weinbeeren als dat Pittchen arweiden duht,“ schrie irgend einer.

Die ganze Gesellschaft stimmte zu: „Jao, Brameln gän ehnder Weinbeeren, hahahaha!“

Peter Wiffert lachte selbst mit, ein lautloses Lachen, das ihn aber inwendig ordentlich stieß; er kniff die Augen zusammen und schüttelte sich.

„Warum sollen mech me e su affradern,“ sagte er dann gutnützig: „Dat Laven es forz, mer haon nor aanmaol Pläsier dervon. Wat de gaastlichen Führen aoch jaon — wat mer haot, haot mer. Uf dat, wat mer versproch kriecht“ — er lachte verschämt und stieß einen leisen Pfiff aus — „dat gält en Dreck!“

Die Männer sahen ihn verdukt an. Er ließ seinen schläfrigen Blick reichum gehen, es fing an etwas drin zu funkeln. „Wer woah, wie bal man verspillt haot! Ech moß en Dauer met Eich haon, Jr Leit, dat Jr Eich e su schindt. Newer jedem nach jenem Ehs (nach seinem Geschmack)!“ Er zuckte die Achseln.

Sie nickten betroffen: „Recht haot hän!“ Auf viele Gesichter lagerte sich ein plötzlicher Ernst; da waren Falten eingegraben, Furchen wie im aufgewühlten Acker, die man vorher nicht gesehen.

„Mer moß sich schinnen, on wat haot mer dervon?“

murmelte der Denzborn und ließ die Faust schwer niederfallen.

Eine Weile schwiegen sie alle, dann sagte der Denzborn mit einem Seufzer: „Newer et es doch emaal net amiers. Hal bei dreckig Maul,“ schrie er plötzlich Pittchen an, „dau schandlufen Kerl!“

Dieser musterte mit pfliffigem Lächeln die stumpfen Gesichter. „Mer moß wissen, wän mer dreiwit, wann man en Efel vor sed haot!“ jagte er.

Sie verstanden ihn nicht — was wollte er damit sagen? Sie sahen nur sein spöttisches Lächeln und das genügte. Die Köpfe wurden rot, eine gewisse Unruhe fuhr in die Beine, Fäuste ballten sich heimlich.

Ein paar von den Jungen legten sich herausfordernd über den Tisch. „Wat? Wat? Efel —?! Efel haot hän gesaot! Wän es dän Efel? Hä, jaog dat nochhs!“

Ein Murren ging von einem Ende der Stube zum anderen. „Efel — Efel —!“ Die Fäuste scharrten ungeduldig, die Augen funkelten, das Murren wurde grollender. Die schönste Prügelei schien in Aussicht.

Martin Mathes hielt schon drohend dem Wiffert die Faust unter die Nase: „Maach!“

Pittchen duckte sich wie eine Kage, wenns donnert. Aus seinen tiefliegenden Augen schoß ein versteckter Strahl, aber seine Stimme klang geschmeidig: „Wat willst? Wat haon ech dann gedahn?“

„Efel — Efel! Mir wollen dech liehren, Efel jaon! Dau Hungerlieder! Saog noch ehs: Efel! Mir schlaon der ale Rippen im Laif dorch, datstte ke Glied mieh röhre kanns!“

„Jesses, seid ir gädig?!“ Peter that sehr verwundert —

„Efel — Efel — wän haot ebbes von Efel gesaot?!“ Er drehte den Kopf hin und her, als ob er jemanden suche. „Su ebbes von Ausverschämtheit! Wän kann sed onnerstiehn, ebbes von Efel zu jaon?!“ Er war ganz Empörung, Erstaunen und beleidigtes Ehrgefühl. Sein Gesicht trug den Ausdruck ruhiger Unschuld und harmloser Verwunderung; mit offenem Lächeln sah er einen nach dem andern an und hob dann sein Glas: „Zogott (Zogott: statt „Post“ gebraucht), Jr sollt läwen! Ech duhn der Bescheid, Nikla! Mathes! Thom! Zogott!“

Zögernd stießen sie mit ihm an; sie waren ganz unsicher geworden.

Peter seufzte und stützte den Kopf schwer in die Hand. „Jao, et es en dreckig Welt, ech haon er baal saot! Jr haot et noch gud, äwer ech, arm Luder“ — er gähnte — „ech kriehn nieht von der Welt zu siehn. Mer hocht alleweil hei in der buedeligen Gäjend, on de Weibsbiller sein mer bis“ — er fuhr mit dem Handrücken unterm Kinn her — „bis heihin!“

Das hätte er nicht sagen sollen; mißtrauische Blicke trafen ihn; da war besonders der Matthesen Martin, der schien ihn auf dem Strich zu haben. Man munkelte im Dorf, dem Matthesen sein Zweiter sei dem Pittchen wie aus den Augen geschnitten.

„Dau Jagemaacher,“ schrie Martin. „Glaubst net, wat hän babbelt (schwätzt)! Dän de Fraleider saot —?! Haha!“ Er lachte zornig. „Dau Filu!“ Er sprang auf und ging drohend auf Wiffert zu. „Sinner jeder Diehr stiecht hän, an jeder Schörz hängt hän! Waart, ech will dech Conduiten liehren!“ Rot vor Wut wollte er sich auf Peter stürzen, dieser blieb gelassen sitzen.

„Gemaach, gemaach, Martin,“ mischte sich der Denzborn ein — „laoh hän! Mir wollen ke Streit anfänken, heit am erschten Kirmesdag. Wat willst maachen? Wat gescheh es, es gescheh'n. Zramenscher sein Zramenscher. On Dag on Nacht allein! Mer moß en Dauer met ihnen haon. Dän elao“ — er wies auf den Birt hinterm Schenttisch — „dän on de paor amern alden Knackstiewel kannte doch net för voll rechnen!“

Der alte Krummischeid hatte trotz seiner Harthörigkeit verstanden; nun war er beleidigt. Er warf sich in die Brust und pustete die eingesunkenen Backen auf. „Dau Lausbub,“ schrie er herüber, „kömmt hei erin geschneit on willst ebbes jaon? Datstte net de Blaack kriecht vor Jugelbildhaot! Jao sein Mädercher genug, de nach mer kuden. Gäl, Nettehe?!“ Er kniff eine der Stellnerinnen in die Backe.

„Laoh!“ Das Mädchen schlug ihn derb auf die Finger.

„Ich haon eweil ebbes Schieneres zo sehn, wie su en Städt Dörflaasch!“

Brillendes Gelächter dröhnte durch die Stube.

Wiffert lachte nicht mit, er schlich vom Tische weg, um sich unbemerkt zu entfernen. Er war schon an der Thür, da sprang ihm Mathes nach. „Sei geblieben“ schrie er, und drängte ihn zum Tisch zurück. Peter ließ sich drängen, er widersetzte sich nicht.

„Kudtel hei“ schrie der andere weiter, dem schon ein Mauth zu Kopf stieg, „den Kalmäuser (Duckmäuser)! Dat es dän Voß, dän mir zom Gärtner gemacht haou! Frißt de Bünnen in anner Leid's Gaorten! Kewer hol dech in Nacht, datste net ausgezoht giss — Dein Fra, dat Zeih, dat hoat Vagen im Noav! Ich dähnen er net drauen uf sünneij Schritt. In der Not frißt dän Deiwel Fliegen, awer dan — laosß nor anen kommen! Dat Zeih, dat es en staatsch (staatlisch) Luder, en schnipp-schnappig (leichtfertig) Mensch, dat — — —“

Ein fürchtbarer Schlag auf den Mund ließ Mathes jäh verstummen, betäubt taumelte er zurück.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tat man, min Söhn . . .

Skizze von S. Thurov.

Neber die kahlen, eintönigen Fluren des holsteinischen Heide-landes dümmerte der Tag herauf.

Er kam vom Meere her, jahl und ungewiß, zog über die schlammernen Dörfer und Weiler, blies in leisen Atemzügen die Schatten der Nacht vor sich her, bis sie weit gen Westen, in den Tannenforsten des Höhenrückens, eine letzte Zuflucht fanden — und lugte gankelnd und flüsternd in die Zimmer der Menschen.

In einer abseits gelegenen Justenlathe, die zu einem ziemlich entfernten Gutshof gehörte, brannte schon Licht. Mann, Frau und der einzige Sproßling, ein vierjähriger Knabe, saßen beim Kaffeetisch.

Die großen Herren sind meist recht kirchlich gesinnt, an Festtagen inspizieren sie gewöhnlich ihre Felder nicht. Wenn der Arbeitsmann sich für den täglichen Bedarf etwas Brennholz, Streu für seine Ziege und dergleichen verschaffen will, dann holt er sich's gern am Sonntagmorgen. Auch dieser stachen-Infasse wollte heute in der Frühe einen kleinen Streizug unternehmen, um sich etwas Dachreth zu schneiden. Und der Fidi sollte mitkommen.

Als Vater und Sohn vor die Thür traten, traf ihre geröteten Wangen dichter, frostig-feuchter Nebel. Es hatte wiederum gefroren; der Boden klang hart und hölzern — vielleicht Härte sich das Bettel auf.

Der Vater schob die Karre, auf die er das Dachreth laden wollte; Fidi lief im Sammeltrab nebenher. Er hatte die neuen Stiefel an — die liefen fast ganz von selbst; er brauchte kaum nachzuhelfen.

So zogen sie durch die dämmernde Frühe. Auf dem kaum zwanzig Schritt weit erkennbaren Feldwege, den sie passierten, regte sich nichts. Auch in der Ferne blieb alles still. Der Vater richtete den Blick seitwärts in die Richtung, in welcher der Gutshof mit dem weißgetünchten Herrenhaus lag. Man sah dort nichts . . . oder doch? . . . War es nicht, als ob jenes Gebäude wie ein hoher, ernster Schatten in den weißen Schleier vor ihm hineinwachte. Eine Täuschung nur — aber kommen konnte etwas aus jener Richtung . . . Das Dachreth gehörte denen von Saldern.

Sie sprachen kein Wort. Jeder hing seinen Gedanken nach, verärgelnden, doch gleich unklaren und verworrenen Gedanken. Das Geräusch ihrer Schritte verhallte kurz, als würde es von der schweren, umgebenden Atmosphäre gedämpft. Das dünne Kreischen des Schiebkarrenrades klang wie ein schwaches Jammern.

Und so gingen sie des Weges — hin über die großen verödeten Koppeln; durch eine lange tieferliegende Moortiefe, dann an der gutsherrschaftlichen Schöpfung vorbei, bis sie zum „Gansbed“ gelangten, wo sie das Dachreth schneiden wollten.

Erst als sie mit den Füßen fast das niedere Ufer betraten, wurde der kleine See, der seines geringen Umfangs wegen die Bezeichnung „Gansbed“ erhalten hatte, für sie sichtbar. Er war mit einer festen weißen Kruste überzogen, die sich kaum von der darüber lagernden Nebelschicht unterscheiden ließ.

Ein paar Schritte abseits lag ein großer Stein. Hierher stellte der Vater seine Schieblarre, nahm die Seitenbretter heraus und legte den Strich, mit dem er das Reth zusammenzuschüttern dachte, auf den Boden. Darauf hob er den Kleinen auf sein primitives Gefährt, zog ihm seine großen Kautschuhhandschuhe über die blaugefrorenen Händchen, widelte ihm Ohren und Füße in sein eigenes großes wollenes Halsuch und hieß ihn warten.

Mit seinen groben Holzschuhen stampfte er auf das Eis. Es schien ihm sicher, da es bereits vierzehn Tage mit geringen Unterbrechungen gefroren hatte.

Er setzte vorsichtig einen Fuß vor den andern, bedächtig und langsam, nicht so sehr aus Furcht vor dem Einbrechen als aus Ver-

zorgnis, daß er hinsinken könnte. Die Knochen wurden ja steifer und steifer. . . Lastend und gleitend kam er bis an den Ort, wo das Dachreth stand, das er gebrauchte, um das Dach der Karre auszubessern, wenn jetzt das Laubwetter beginnen würde; die Guts-herrschaft that nichts, obwohl der Regen nur so durch den Bretterboden spülte, bis auf das Bett.

Unterdessen saß Fidi und verfolgte mit seinen Blicken die Bewegungen des Vaters. Wie dieser groß erschien und wie die ermunternden Worte, die er von Zeit zu Zeit herüberrief, so nahe und verständlich klangen, während doch die Unruhe der robusten Gestalt weiter und weiter in dem hangenden und ziehenden Luftgewebe entschwand.

In der dichten Umhüllung froh der Kleine nicht eigentlich. Er fühlte sich nur selbstsam eingezugt und seine Gedanken selbst vermochten keinen Aufschwung zu nehmen. Es war heut Neujahrsmorgen, wie sonderbar! So tot und still alles! Was kündeten die fahlen räthelhaften Dämpfe? Welche Geheimnisse nisteten sich heranslözen aus diesem weichen, brütenden Chaos! Konnten nicht Gestalten kommen — räthelhafte, lichte oder dunkle Gestalten!

Und erschauernd richtete er die Augen empor, als müsse von oben herab etwas das bleierne Luftgewölbe zerteilen und sich hernieder-senken — ein Antlitz wohl, voller Milde und Lieblichkeit, strahlendem Lächeln. . .

Da durchfuhr ihn ein lähmendes Etwas. War das nicht die Stimme des Vaters — die von unten heranklang! Und wo war er selbst geblieben?

Da rief es von neuem: „Fidi!“ Gedämpft hallte es herüber, leise, kaum verständlich: „Fidi!“

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Aber die Erkenntnis des Vorgefallenen drängte sich ihm auf mit jähem und dumpfem Schmerz. Es war ihm, als stode ihm der Atem in der Kehle; als hätten die Händchen, die Füße, die Gedanken selbst den Dienst versagt. Nur eines gewahrte er mit schrecklicher Deutlichkeit: Die Leere da hinten, wo eben noch der Vater gestanden — und wieder hörte er: „Fidi! . . . Fidi!“

Stunden, Minuten verstrichen in tödlicher Trägheit. Die Nebel brüteten in der schweigenden Stunde. Kein Ton, kein Laut. . . Doch! Aus der Schöpfung klang zweimal der langgezogene, schwermütige Schrei eines hungrigen Raben herüber und brach sich an den Stämmen eines nahen Eichenbüsches in heiserem, kurzem Echo. Vom anderen Ufer her tönte es noch gurgelnd: „Fidi!“

Jetzt war der Kleine von der Karre heruntergeglitten. Instinktiv raffte er den Strich auf und schlich am Rande des Wassers entlang, der Stelle zu, wo der Vater eingebrochen war. Raum hundert Schritte war es entfernt, in der Nähe der jenseitigen, etwas steileren Böschung unter den überhängenden Zweigen einer düsteren Erle. . .

Noch war er da und sein schwarzes, mordentliches, tiefendes Haar und ein Teil des Kopfes ragten aus der geheimnisvollen Hut hervor, während die Hände sich an die unter dem Gewicht immer wieder nachgebende schwache Wisdecke zu halten suchten. Aber der Ertrinkende fühlte seine Kräfte schwinden; ihm war, als hänge ein Bleigewicht an seinen Füßen, das ihn hinabzöge, während kaltes Eisen seine Muskeln und Sehnen in Klammern schloß. Und als Fidi, dessen lähmender Schrecken jetzt plötzlich durch einen herbordbrechenden Thränenstrom zu schmerzlichen Empfindungen zerfloß, weinend näher kam, den Strich hinter sich herischiebend, und das umflorte Auge auf den Vater richtete, da rief ihm dieser mit einer letzten Anstrengung zu:

„Tat man, min Söhn! — gah, — segg Mudder datt — und grüß — veelmaals . . .“

Und langsam glitten die Hände herab . . . und lauten nicht wieder. . .

Lange stand Fidi am Rande und konnte sich nicht fassen. In der Tiefe schien es noch zu brodeln, und wie ein schwarzer Nachen grünte es heran. Da durchschauerte ihn gepenstlicher Schrecken, zitternd und bebend, das Haupt noch einige Male nach der Un-gewöhnliche zurückwendend, wandte er sich zum Sehen und trottete heimwärts.

Die Mutter hatte daheim schon ein paar Mal aus dem Fenster gesehen, um sich über das Bettel zu vergewissern. Die Bäume und Sträucher des Gärtchens traten schärfer und plastischer in den Vordergrund und in der Höhe wurde es lichter und freier. Als eben der erste milde Sonnenstrahl durch die zerfließenden Nebelschichten herankam, hängte sie das innere Bettzeug über die niedere Fensterbrüstung und schaute hinaus in den lebenden, reif-gliedernen Neujahrsmorgen. . .

Da kam er heran, mit geschwundenen Knien, vergrämt — und die verweinten Jüge in das Linnenbett verbergend, schluchzte er leise: „Leewe Mutter!“ —

Kleines Heuiletan.

— Im arabischen Zeltlande. Der „Köln. Volksztg.“ wird geschrieben: Ein recht ursprüngliches Bauwerk ist das Zeltland des Nomaden. Wer bei seinen Zügen durch die nordafrikanischen Steppen einmal unter ihm gerausht, vergißt schwerlich die eigenartige Scenerie, die sich ihm bot. Drei Stützpfeile hat das Zelt. In der Mitte stehen drei Stangen von Manneshöhe, die durch ein Querholz verbunden sind. Die mittlere überragt um einen halben Meter

die übrigen: zu beiden Seiten werden in gleichen Zwischenräumen ebenfalls je drei derartige, aber niedrige Holzstützen eingerammt. Ueber dieses Stängengerippe wird die Zeltwand aufgespannt, dieselbe ist aus Kameel- und Ziegenfellen in rohester Weise zusammengefügt. Den Frauen liegt es ob, die Zelle der toten Tiere notdürftig zu gerben und sie zum Zeltdach zusammenzunähen. Diese in allen Nuancen, vom Hellbraun bis zum tiefsten Schwarz erglänzenden einzelnen Zeltwandstücke geben dem Zeltbause ein maleisches, in unjenern Augen geradezu trödelbudenhaftiges Aussehen. Das Innere wird durch die mittlere Reihe der stützenden Holzpfähle in zwei gleich große Räume geteilt. Der eine dient als Gast- und Empfangsraum, als Aufenthaltort bei ungünstiger Witterung, der andere als Schlafstätte und Aufbewahrungsort für besonders wertvolle Habseligkeiten, die in bunten blechbeschlagenen Truhen verborgen liegen. Von Mobiliar kann natürlich kaum die Rede sein. Den Boden decken Halsmatten; Wohlhabende gönnen sich den Luxus eines Teppichs. Hohe und niedrige Thronstühle, mit Nahrungsmitteln vollgestopft, füllen den Winkel. Geachtete Gäste in Beutelform gebracht, die Wasser und Milch bergen, hängen an den Pfählen. Zwei Steine zu Seiten eines Erdloches angebracht, geben den Herd ab. Man sieht, die Ausstattung ist ebenso einfach als praktisch. Den Schlafraum steampelt der Zeltinhaber zeitweise zum Frauentumach; er sucht durch allerlei Decken und buntwimpelige Tücher den Blick ins Haremlicht zu wehren. Die Händschmeidigkeit dieses Vorhanges leistet dieser Aufgabe freilich selten genügende Dienste, so daß man seine Augen schon ins Innere schauen lassen kann. Die nomadisierenden Araber treiben die Abhätelung des weiblichen Geschlechtes auch nicht demühen auf die Spitze wie die Stadtbewohner. Gehen ihre Frauen doch zumieist unverhüllt. Gegen die Zeltwände häuft man Dorn- und Distelgestrüpp, und in der kühlen Jahreszeit verdichtet man diesen Wall durch aufgeworfene Erde. Die dumpfe dicke Luft, die sich unter den Zeltplanen bildet, erträgt der Veduine mit Wohlbehagen. Selbst das schönste und dauerhafteste Zelt kann jedoch im Winter seine Bewohner nicht vor Sturm und Regengüssen sein. Und doch liebt der Nomade sein Zelt, mehr vielleicht als der sesshafte Ackerbauer seine Stein- oder Lehmhütte. Für ihn bietet es der Bequemlichkeiten in Fülle. Es ist ein beängstigender Gedanke für ihn, unter fest gemauertem Dache schlafen zu müssen. Als in Algerien ein Oberster eines französischen Militärbezirktes einem Nomadenstamme einmal die Anlage von aus Stein und Erde gefertigten Wohnstätten anordnete, so gehorchten sie wohl seinem Befehl und bauten Häuser — sie selbst aber hausten neben den neuen Häusern weiter, und zwar in ihren Zelten. Weist das Zeltgebäude ja auch darum für ihn unschätzbar, weil es bald zu zerlegen und bequem auf dem Rücken von Pferd oder Kamel ein paar Tagereisen weiter zu schaffen ist. —

Musik.

Bm. Aus der Woche. Es gehört zu den zahlreichen inneren Widersprüchen unserer Zeit — wenn an der Schwelle des „neuen Jahrhunderts“ dieser Begriff einer Wesenheit entpricht —, daß neben einer krankhaften Neuerung- und Originalitätssucht und einem dünselhaften „modernen“ Selbstbewußtsein eine pudelnährliche Vorliebe für allen möglichen mittelalterlichen Strömstram und Plunderkram einhergeht; und so mutete es an sich ganz „zeitgemäß“ an, ein „neues“ „W e i n a c h t s m y s t e r i u m“ „nach Worten der Bibel und Spielen des Volkes“, wie es auf dem Titelblatte heißt, angelündigt zu finden, das am 30. Dezember in der Gedächtniskirche — ich hätte beinahe gesagt „in Scene geben“ sollte. Aber von der „Darstellung durch Musik (Solisten, Chor, großes Orchester, Orgel) und lebende Bilder“, zu der das Werk bestimmt ist, hatte man sich auf die erste Hälfte beschränkt, so daß also ein einfaches Orchester-Konzert übrig blieb. Unter „Mysterien“ versteht man jene kirchlichen Spiele, durch welche den Laien die geschichtlichen Grundlagen der hohen Feste eindringlich vorgeführt wurden, die Vorläufer und Anfänge des modernen Dramas, von denen sich z. B. in den mit Recht berühmten Oberammergauer Passionsspielen einigermaßen echte Reste erhalten haben. Was als geschichtlich Gewordenes Interesse erregt, ist deshalb aber noch lange keine berechnete Form für die moderne Kunst (von dem Stoffe einmal gänzlich zu schweigen). Zudem auch einem der allermodernsten und epochemachendsten Künstler, Richard Wagner, haben „neue Namen gefallen“. Möchte es also darum sein, — wenn es nur etwas war!

Die geschäftige Gama hat von dem Urheber Philipp Wolfrum verraten, daß er 1855 das Licht der Welt erblickt, 1891 mit einer Arbeit über „die Entwicklung des evangelischen Kirchengesanges in musikalischer Beziehung“ den Doktorhut erworben und es jetzt zum Professor an der Universität Heidelberg gebracht hat. Im übrigen — unbescholtene Bergangeheit.

Da das Textbuch keinen anderen beschuldigt, wird anzunehmen sein, daß nach der Gepflogenheit „moderner“ Komponisten der Musiker sich auch die unterliegenden Worte selber „geschaffen“ hat. Ich bin nicht belesen genug in der alten Mysterien-Litteratur, um behaupten oder verneinen zu können, daß in den geistverlassenen Stellen der allerhöchsten Stücke „Anregungen“ für die schönsten „dichterischen“ Leistungen dieses Textes gegeben sind. Was sonst für „Spiele des Volkes“ vorbildlich gewesen sein könnten, ist unersichtlich. Unser „Dichter“ nun läßt Maria an der Krippe das Kindlein also anfragen: „Schlaf, jetzt hast du noch Zeit (!) . . . vielleicht schon morgen weckt dich auf der Juden Reid! . . . Laß dir noch vom Kreuz nichts träumen . . . von dem wirst du nichts ver-

säumen (!), jetzt bist du noch viel zu klein; . . . Jetzt bist noch zu schwach an Kräften, daß man dich aus Kreuz lösch zu heften; deine Händlein sind zu zart und die Kugel viel zu hart.“ Eine Hirtin will „das Kindlein wiegen, das Herz zum Kripplein biegen“! und alle Hirtinnen fügen: „Laß unser Stimm' erschallen, das wird dem Kind gefallen; laß ihm ein' Freude machen, dann wird das Kind eins lachen!“ Es genügt, zu sagen, daß die Musik der Dichtung völlig gleichwertig ist. Nur einen Lichtblick gab es: als der Engel der Verkündigung das unverfälschte „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ sang.

Nach der Beendigung des ersten Teiles brach eine panikartige Flucht nach den Ausgängen aus, die bis dahin laut Programm verhältnißlos gehalten waren. Wahrscheinlich hatten menschenfreundliche Judiskretionen der zahlreich Mitwirkenden dafür gesorgt, daß die weiten Kirchenhallen sich einer schallenden Leere erfreuten.

Am Tage vorher hatten wir den populären Lieder- und Balladen-Abend von Eugen Gura in der Philharmonie gehört. Die Auswahl war vielleicht objektiv und subjektiv nicht allzu glänzig. Schaberts wundervolle „Fahrt zum Gahes“ verlangt ein Organ von besonders feinstem Timbre, wie es z. B. Ludwig Köllner besitzt, von dem wir im vorigen Winter dieses Lied hinreichend vortragen hörten. Zwei Lieder von Max Schilling, dem Komponisten der „Jugwelle“, bewiesen, daß er keine lyrische Ader hat. Höchst ansprechend war „Der Kühne“ (nach Eichendorff) von Hans Sommer. Das Lied mußte wiederholt werden. Der künstlerischen Höhepunkt des Abends in jeder Beziehung bezeichneten die beiden Schlussnummern von Karl Löwe: „Edward“ (nach Herder) und „Kleiner Hanshans“ (nach Müllers). Die Perle war die erste Ballade, deren hochdramatische Anlage auch dem Vortragenden die Gelegenheit bot, seine Kunst in vollem Glanze zu entwickeln. Das Publikum erwies sich äußerst dankbar. —

Biologisches.

10. Das Leben unter der Temperatur des flüssigen Wasserstoffs. Bei dem im Dezember abgehaltenen Jahres-Festmahle der Royal Societh brachte deren Präsident Lord Lister das Hoch auf die Wissenschaft aus und erwähnte in der vorausgehenden Rede eine Reihe von Experimenten, die zu den merkwürdigsten des letzten Jahres im scheidenden Jahrhundert gezählt zu werden verdienen. Man weiß allerhand von der schier ungläubhaften Lebensfähigkeit der Samenkörner zu erzählen, man kennt die Geschichte von dem „Münchweizen“, der nach jahrtausendelangem Schlaf in einem ägyptischen Pyramidengrabe wieder zu keimendem Leben erweckt werden konnte, und unser Vertrauen in die Widerstandsfähigkeit des Zustandes, den man als Leben bezeichnet, ist dadurch mit Bezug auf die Pflanzenamen sehr gekräftigt worden. Die neuesten Thatfachen übertreffen aber doch alles, was man nach dieser Richtung hin überhaupt vermuten konnte. Eine der folgenreichsten Errungenschaften der letzten Jahre war ohne Zweifel die Verflüssigung sämtlicher bekanteter Gase und die dadurch ermöglichte Erzielung außerordentlich niedriger Temperaturen. Der größte Pfadfinder auf diesem neuen Triumphwege der Wissenschaft, Professor James Dewar in London, that sich nun vor einiger Zeit mit einem bedeutenden Botaniker, dem Direktor der königlichen Gärten in Kew, zusammen, um die Wirkung der niedrigsten bisher bekanteten Temperaturen auf das Leben zu erproben. Es sei nur kurz an frühere Versuche dieser Art erinnert, wie sie Romanes, De Candolle, Pictet u. a. vornahmen, wobei Pflanzenamen großer Hitze und großer Kälte, einem Abschluß in völlig luftleeren Röhren oder der Gegenwart verschiedener Gase oder Dämpfe ausgesetzt wurden. Dann kam die flüssige Luft daran, die eine Temperatur von -188 bis -192 Grad zur Verflüssigung stellte. Brown und Escombe stellten in dem Laboratorium Dewars fest, daß die Keimkraft von Samen verschiedener Pflanzen, zum Beispiel von Gräsern, Säurblütlern usw. durch einen Aufenthalt von 110 Stunden in so niedriger Temperatur nicht gelitten hatte. Nachdem aber Dewar die Entdeckung des flüssigen Wasserstoffs gemacht hatte, konnte eine Temperatur von unter 250 Grad erzeugt werden, die dem sogenannten absoluten Nullpunkt der Temperatur, unter den herunter eine Abkühlung überhaupt nicht mehr möglich ist, bis auf wenige Grade nahe kommt. Es lag nahe, das Leben des ruhenden Pflanzenkeimes im Samenform auch mit flüssigem Wasserstoff und bei seiner ungeheuren Kälte zu prüfen. Es wurden folgende Samenproben dazu ausgewählt: Weizen, Gerste, Senf, Erbjen, Kirbis und Mohrstrunk. Man achtete sorgfältig darauf, überhaupt keimfähige Samen auszuwählen. Der erste Versuch bestand nun darin, daß deren einige eine halbe Stunde lang bis auf die Temperatur von flüssigem Wasserstoff abgekühlt wurden. Professor Dewar schloß sie in kleinen Staniolpäckchen in eine Glasröhre, füllte sie erst in flüssiger Luft ab und brachte sie dann in den flüssigen Wasserstoff, d. h. in eine Temperatur von -250 Grad. Später erhielt dann der Direktor der Gärten von Kew dieselben Samen, die auf gewöhnliche Weise gesät wurden und ganz normal aufgingen. Ein noch schwierigerer Versuch wurde mit 5 anderen Samenarten unternommen, die 6 Stunden lang geradezu in flüssigen Wasserstoff hineingelegt wurden, so daß sie die enorm kalte Flüssigkeit ohne jeden Saug auffogen. Nach den Begleitworten Dewars an die Gartenverwaltung in Kew hätten diese Samen getötet sein müssen, wenn Kälte überhaupt töten könnte. Nichtsdesto-

weniger kenneln sie in schönster Weise. Es geht aus dieser Thatsache der weittragende Schluß hervor, daß der als Leben bezeichnete Zustand des Protoplasmas durch Kälte überhaupt nicht aus seinem Gleichgewicht gebracht werden kann. —

Aus dem Tierleben.

Ik. Die Reinlichkeit bei den Insekten. Der Reinlichkeitstrieb findet sich in sehr verschiedenen Graden in der ganzen Stufenleiter des Tierreichs, aber nirgends ist er so hoch entwickelt wie bei den Insekten. Der Körper dieser Tiere ist fast stets vollkommen glatt, wie man leicht feststellen kann; diese glatte Oberfläche wird von dem Chitinpantzer gebildet, der die Insektenleiber bekleidet und der wie mit einem glänzenden Firnis überzogen ist, an dem Staubteilchen und Flüssigkeiten einfach abgleiten. An vielen Stellen ist aber eine haarige Oberfläche oder Stacheln und Gruben vorhanden, die den Staub hartnäckig festhalten; würde das Insekt den Staub nicht beachten, so würde er durch seine Anhäufung schließlich die Bewegungen des Tieres beeinträchtigen und die Mikroben im Staube würden eine ständige Gefahr für seine Gesundheit bilden. Aber zum Glück sind die Insekten mit einer reichen Ausstattung für die Toilette versehen, die sie ständig mit sich herumtragen. Vor allen Dingen sind es die Füße und die Mundteile, welche durch ihre Form die Rollen von Kammern, Bürsten oder Raspeeln spielen. Gewisse Hymenopteren oder Hautflügler besitzen sogar an den beiden Vorderfüßen eigene kleine Apparate, mit denen sie ihre Füßler büstern. Es sind halbkugelförmige Einsenkungen mit feiner Zägelung und Lamellen, die die Füßler beim Durchziehen derselben säubern.

Ueber die Funktionen, welche jedes Paar der Füße bei der Toilette zu erfüllen haben, hat Dr. Vallion nach der "Nature" eingehende Beobachtungen angestellt und unter anderen folgende Einzelheiten ermittelt. Die Vorderbeine haben ein langes und schwieriges Stück Arbeit zu bewältigen, ihnen liegt die Reinigung der Mundpartien, der Taster, Füßler und der Augen ob. Man weiß nicht, ob diese Toilette in einem einfachen Abbürsten besteht, oder ob dabei auch eine Flüssigkeit angewendet, also eine förmliche Waschung ausgeführt wird. Thatsache ist aber, daß man sehr häufig sieht, wie Insekten — den Staken ähnlich — die Vorderpfötchen erst zum Munde führen, ehe sie sie als Bürste verwenden. Thun sie dies nur, um die Füßlieder zu reinigen, oder waschen sie sich auf diese Weise das "Gesicht"? Wie dem nun auch sein mag, für eine Libelle zum Beispiel ist es wahrlich keine Kleinigkeit, die Tausende von Jassetten ihrer großen vorstpringenden Augen zu putzen. Allerdings erleichtert die erstaunliche Beweglichkeit des Kopfes bei den Kackflüglern diese Operation sehr. Für gewisse Insekten mit langen Füßlern ist das "Abstauben" derselben auch gerade keine Spielerei, denn die Länge der Füßler übertrifft nicht selten diejenige des Körpers. Häufig werden die Mundteile bei der Säuberung der Füßler mit zu Hilfe genommen und viele Insekten bewirken diesen Teil der Toilette, indem sie die Füßler durch den Mund ziehen. Die Hautflügler putzen mit den Vorderfüßen auch ihre Larven und Ancisen, die Prof. Forel der Vorderfüße beraubte, bemühten sich erfolglos, ihre Larven zu säubern. Das mittlere Fußpaar wird verhältnismäßig wenig bei der Toilette benutzt, hauptsächlich dient es dazu, den Körper während des Putzgeschäftes im Gleichgewicht zu halten und zwar im Verein mit einem der anderen Fußpaare, deren immer nur eins bei der Toilette thätig ist. Sehr nützlich erweisen sich die Hinterfüße beim Putzen der Flügel und des Hinterleibes. Diese Teile verlangen infolge ihrer Wichtigkeit auch besondere Sorgfalt. Die verhältnismäßige Länge und große Gelenkigkeit der Hinterbeine, ferner die verschiedenen hölzernen Anhängsel, mit denen sie bewehrt sind, erlauben ihnen die gewissenhafte Erfüllung ihrer Aufgabe. Die Schenkel werden an die untere Bauchfläche angegedrückt und durch Hin- und Herbewegen zum Putzen dieses Teiles und zum Entfernen von Milben benutzt, die sich hier mit Vorliebe festsetzen. Die Beine und Füßlieder werden hochgehoben und über den oberen Teil des Körpers und über die Flügel hingeführt. Die Heimgän und Grillen reinigen die Anhängsel ihres Hinterleibes, indem sie dieselben zwischen den Dornen an ihren Hinterfüßen durchziehen. Sehr leicht ist unsere Stubenfliege zu beobachten, die wohl jeder schon bei der Toilette gesehen hat. Zuerst reibt sie die Vorderfüße gegeneinander und büstet sich dann damit den Kopf nach allen Himmelsrichtungen. Ist sie damit fertig, so erhebt sie den Hinterleib, um ihn mit den Hinterfüßen gründlich zu bearbeiten, und endlich kommen die Flügel an die Reihe. Der Zufall ließ Vallion ein bequemes Mittel zur Beobachtung dieser Manöver entdecken. Er nahm einen großen Zweiflügler, z. B. eine Ochsenbremse und schnitt ihr den Kopf ab. Das geköpfte Insekt beschäftigt sich fortgesetzt mit der Toilette. "Auf meinen Mitten", erzählt Vallion, "entledigte ich mich der lästigen Insekten auf diese Weise. Eines Tages setzte ich ein solcher Art geköpftes Tier auf meinen Handrücken, anstatt es fortzuwerfen. Die Bremse blieb einige Sekunden unbeweglich. Zu meiner großen Ueberraschung führte es dann die Vorderfüße gegen einander, rieb sie lebhaft gegen einander und putzte zuletzt den Hinterleib und die Flügel mit dem letzten Fußpaar. Von Zeit zu Zeit putzten sich die Hinterfüße gegenseitig. Das sonderbare Schauspiel fesselte mich, ich nahm das Tier nach Hause, wo es noch einen ganzen Tag lebte, bis zu seinem Ende mit dem undankbaren Putzwerk beschäftigt." —

Technisches.

u. Automaten für elektrisches Licht. Es ist eigentlich auffällig, daß man zwei in jegiger Zeit so sehr verbreitete Gegenstände, wie elektrische Lampen und Verkaufsautomaten, noch nicht mit einander in Verbindung brachte; jetzt ist auch diese Lücke ausgefüllt. Man hat eine Vorrichtung erfunden, welche für kurzen Bedarf in Gasthöfen usw. gegen Einwurf einer Münze elektrische Beleuchtung liefert. Die eingeworfene Münze bringt einen kleinen Fahrstuhl zum Sinken, der hierbei einen elektrischen Kontakt schließt und dadurch eine Lampe zum Erglühen bringt. Im tiefsten Punkte angekommen, kippt der Fahrstuhl die Münze aus, worauf er durch ein Gegengewicht wieder in die Anfangsstellung hinaufgezogen wird, den Kontakt aushebt und das Licht löscht; die Brenndauer der Lampe hängt also ab von der Dauer der Abwärtsbewegung des Fahrstuhls, die sich leicht mechanisch regeln läßt. —

Humoristisches.

— Die Sieger. Engländer: „Wir haben auf der ganzen Linie gesiegt.“
Pariser: „Ja wohl! — Auf der telegraphischen.“ —
— Der Klügere. „Mein Papa ist viel klüger als der Deine,“ sagte Wallie, „er schreibt Gedichte.“
„Oh, mein Papa ist viel klüger als Deiner, er schreibt keine.“ —
— Falsch verstanden. „Also, Marie, hat der Fleischer keine Schweinsharen gehabt?“
Kleines Mädchen (zum erstenmal auf den Markt geschickt): „Ach Mama, ich wollte so gern sehen, ob er Schweinsharen hätte, aber er hat so hohe Stiefel angehabt.“ — („Jugend“.)

Notizen.

— Gerhart Hauptmanns neues Bühnenwerk „Schlud und Jan“ soll am 3. Februar im Deutschen Theater zum erstenmal in Scene gehen. —
— Ein neues Lustspiel von Kadelburg „Das Vären-fell“ gelangt am 13. d. M. in Berliner Schauspielhause zur Aufführung. —
— Die nächste Novität des Lessing-Theaters wird Pineros vieraktiges Lustspiel „Lord Quex“ sein. —
— Im Berliner Opernhause haben die Proben für Siegfried Wagners Oper „Der Värenhäuter“ begonnen, die im Anwesenheit des Komponisten in kurzem zur Aufführung gelangt. Für zwei weitere Opern: „Ratbold“ von Weder und „Das eberne Pferd“ von Auber, sind die Proben gleichfalls im Gange. —
— Im Berliner „Künstlerhause“ wird am Sonntag eine neue Ausstellung eröffnet, an der sich der „Ausstellerverband Berlin“, Wilhelm Beckmann-Berlin und der Bildhauer Matthias Gasteiger-München beteiligen. —
— Der Künstlerbund Karlsruhe hat im Kunstgewerbe-Museum eine Sonderausstellung graphischer und dekorativer Arbeiten veranstaltet. —
— Bei dem Komponisten Hugo Wolf ist progressive Paralyse festgestellt; er befindet sich in der Wiener Landes-Irrenanstalt. Die Nahrungsaufnahme geschieht auf künstlichem Wege, auch der Schlaf wird künstlich unterhalten. —
c. Die Pariser Komische Oper hat im Jahre 1899 eine Einnahme von 2028 851 Franks in 345 Vorstellungen erzielt. Die höchste Einnahme fiel auf den Januar, 262 769 Franks in 37 Vorstellungen, während im Dezember in 38 Vorstellungen nur 202 735 Franks erzielt wurden. Die Durchschnittseinnahme für die einzelne Vorstellung betrug danach 5880 Franks, eine Zahl, die früher nie erreicht worden ist. —
— Leoncavallo arbeitet an einer neuen Oper, deren Stoff dem Roman „Die Sünde des Abbé Mouret“ von Zola entlehnt ist. —
t. Ein Museum für Kinder ist im Bedford-Park in New York eröffnet worden. Es ist von dem Brooklyn-Institut eingerichtet und hat den Zweck, durch übersichtliche Anordnung lehrreicher Schaustücke aus der Botanik, Zoologie, Mineralogie und Geologie das Wissen der Kinder wirksamer zu fördern als es in großen Museen geschehen kann. —
t. Eine neue Expedition zur Erforschung von Indianerstämmen hat unter der Führung von Dr. Dorsey vom Field-Columbia-Museum Chicago verlassen. —
— Der gesamte Kohlenverbrauch in Frankreich belief sich im Jahre 1898 auf 41 Millionen Tonnen. —
t. Reiche Lager von Gold, Silber und Kupfer sind nach einer Mitteilung der New Yorker „Science“ in Cerro de Pasco in Peru entdeckt worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 7. Januar.